

6. RESÜMEE UND AUSBLICK

Anspruch dieser Arbeit war es, die männlichen Migranten der ersten Generation sowohl unter Berücksichtigung der Männer- als auch der Migrationsforschung darzustellen, damit auf bestehende Lücken in der Forschung hinzuweisen und Impulse für weitere Arbeiten zu geben. Dabei sollten die Migranten, anders als in den von mir untersuchten und kritisierten Studien und Arbeiten (vgl. Kapitel 2), als handelnde Subjekte in den Mittelpunkt der Analyse gestellt werden, um den „Bildern aus zweiter Hand“ eine Sichtweise „aus erster Hand“ kontrastiv gegenüberzustellen. Ferner sollten die Familienmodelle der türkischen Wissenschaftlerin Çiğdem Kağıtçıbaşı in einem Migrationszusammenhang erprobt und angewendet werden.

KONFRONTATION DER FORSCHUNGSERGEBNISSE MIT DEM STAND DER MÄNNER- UND MIGRATIONSFORSCHUNG

Die Männer aus der Türkei zeigten sich in der Untersuchung als eine Gruppe, die in einem hohen Maße flexibel auf sich verändernde Lebensumstände reagiert und die sich aktiv mit ihrem Umfeld auseinandersetzt. Die eigenen Männlichkeiten bildeten sich in erster Linie in der Annahme oder der Ablehnung **des** hegemonialen Männlichkeitsmodells ihrer Jugend d.h. dem autoritären Vater heraus. Die Auseinandersetzung mit dem Vater oder einer ähnlich zentralen männlichen Respektperson zeigt sich als richtungsweisend für das spätere Leben. Diese Vaterfigur dient quasi als Matrize, vor deren Hintergrund sich ein ähnliches oder ein entgegengesetztes Leben konstruieren lässt. Ein Teil der Männer hatte dieses Modell bereits in der Herkunftsgesellschaft in Frage gestellt, dort jedoch nicht die Möglichkeit für sich gesehen, sich diesem zu entziehen. In diesen Fällen ermöglichte es das deutsche Umfeld, den Lebensplan zu verwirklichen und das Männerbild zu leben, das man bereits in der Türkei für sich gewünscht hatte. Diese Arbeit widerlegt damit den in der Literatur gängigen Gegensatz zwischen dem industrialisierten, „modernen“ Deutschland und der agrarisch geprägten, „traditionellen“ Türkei. Es hat sich in dieser Studie als sehr sinnvoll erwiesen, die Dichotomie zwischen Tradition und Moderne durch ein drittes Modell, das der „emotional interdependence“, zu erweitern. Dieses Modell ist nicht erst durch und im Migrationszusammenhang entstanden, sondern war bereits in der Türkei vorhanden.

Für einen anderen Teil der Männer brachte erst die Berührung mit dem deutschen Umfeld den Kontakt zu anderen möglichen Formen hegemonialer Männlichkeiten. Hier fand eine intensive Auseinandersetzung mit der Rolle des eigenen Vaters und Autoritäten im Allgemeinen erst in Deutschland statt.

In allen Fällen führte das Leben in Deutschland zur Bewussterwerden der eigenen Position sowie der Unterschiede und Gemeinsamkeiten in Bezug auf das deutsche und türkische Umfeld. Die eigenen familienbezogenen männlichen Identitäten erfolgen sowohl in der Abgrenzung zu den Modellen der Kindheit als auch in der Abgrenzung zum deutschen Umfeld. Dabei werden in eklektizistischer Weise jeweils die Eigenschaften aus dem einen oder anderen Umfeld entnommen, die am besten auf die eigene Lebenssituation zutreffen. Sowohl die „türkischen“ als auch die „deutschen“ Modelle hegemonialer Männlichkeiten werden dabei kritisch analysiert, aber auch in plakativer Weise vereinfacht. In allen Fällen findet jedoch eine aktive Auseinandersetzung statt. Es ist keineswegs so, wie die Ergebnisse aus Kapitel 2 vermuten lassen, dass die türkischen Migranten der ersten Generation unverändert und starr an alten Bildern festhalten. Ich kann mich hierbei der Meinung von Bernhardt Nauck, der davon ausgeht, utilitaristisches Handeln setze keinen Wertewandel voraus, nicht anschließen. Nauck konstatiert die Veränderungen in türkischen Familien und erklärt diese mit der „Opportunitätsstruktur“ (vgl. Nauck, 1986: 286; 1988: 506), die bedeutet, dass sich die Migranten an ihr Umfeld anpassen, um so den persönlichen Nutzen zu maximieren. Diese Nutzenmaximierung gestaltet sich laut Nauck unabhängig von einem Wertewandel. Die Ergebnisse meiner Untersuchung zeigen jedoch, dass verändertes Verhalten sehr wohl mit Wertewandel einhergehen kann. In vielen Fällen hat ein ganz expliziter Wertewandel in Abgrenzung zur eigenen Kindheit stattgefunden. Die Theorie von Nauck greift noch am ehesten für die Männer des kontinuierlichen Modells der „interdependence“. Hier findet ein utilitaristisches Handeln besonders im Umgang mit den eigenen Kindern statt, ohne dass dem ein Wertewandel vorausging oder nachfolgte. Dieser wird sogar explizit geleugnet und das utilitaristische Handeln mit dem Zwang des deutschen Umfeldes und der daraus resultierenden Angst, die Kinder zu verlieren, erklärt. Gerade im Wandel vom Modell der „interdependence“ zum Modell der „emotional interdependence“ geht dem utilitaristischen Handeln jedoch ein Wertewandel voraus. Darin unterscheiden sich die hier vorgestellten Ergebnisse von denen Naucks.

Çiğdem Kağıtçıbaşı analysiert in ihren Studien zum Wandel in den Familienstrukturen besonders das sich verändernde Eltern-Kind Verhältnis. Dies hat sich auch in der vorliegenden Studie als zentrale Größe erwiesen. Für die Männer generell und in besonderem Maße für die Männer des Modells der „emotional interdependence“ stehen die Kinder im Mittelpunkt des eigenen Lebens und wirken quasi als Motor,

der die eigenen Energien bündelt und die Kraft gibt, Veränderungen für wünschenswert zu halten und durchzusetzen. Die Definition dessen, was eine gelungene Erziehung ausmacht, unterscheidet sich in allen drei Modellen. Während es für die Männer des Modells der „interdependence“ bedeutet, dass sich die Kinder an den Normen und Werten der Kindheit und Jugend ihrer Väter orientieren, bedeutet es für die Männer des Modells der „independence“, dass die Kinder den ihnen zustehenden anerkannten Platz in der deutschen Gesellschaft einnehmen und damit das erreichen, was den Vätern selbst verwehrt worden war, nämlich die Anerkennung in der deutschen Gesellschaft. „Glück“ als zu erreichendes Ziel in der Erziehung der Kinder wurde in dieser Form vor allem von den Männern des Modells der „emotional interdependence“ thematisiert. Allen Männern gemeinsam ist jedoch die Vorstellung, dass das Ziel ihrer Kinder sein muss, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Für andere Lebensentwürfe wird kein Verständnis gezeigt und eher mit Trauer und Unverständnis über die Kinder gesprochen, die diesen gewünschten Lebensplan nicht verfolgen.

Was Kağıtçıbaşı in ihren Studien vernachlässigt und nur kurz anspricht, ist das (sich ändernde) Gattenverhältnis in den unterschiedlichen Modellen. Dem Modell der „interdependence“ schreibt sie einen „low woman’s status“, dem Modell der „independence“ einen „high woman’s status“ und dem Modell der „emotional interdependence“ einen „increased woman’s status“ zu (vgl. Kağıtçıbaşı, 1996: 79ff.). Sie erläutert jedoch nicht näher, worin sich diese unterschiedlichen Statüs unterscheiden. Auffällig ist im Modell der „interdependence“ die geringe Erwerbsquote der Frauen und die Beschreibung der Ehefrau in erster Linie als Mutter der gemeinsamen Kinder. Hinter der starken Vaterfigur des Ehemannes treten die Frauen nicht als ebenbürtige Partnerinnen in Erscheinung, mit denen gemeinsam Beschlüsse gefasst und Entscheidungen getroffen werden. Dies bedeutet nicht, dass das Verhältnis zwischen den Ehepartnern nicht liebevoll und von Verständnis geprägt sein kann, es wird jedoch im Interview nicht thematisiert. Dies steht in großem Widerspruch zur teilweise zentralen Rolle, die die Frauen für ihre Männer im Modell der „emotional interdependence“ einnehmen. Oft war es den Männern erst mit der Unterstützung ihrer Frauen und/oder auf deren Initiative hin gelungen, sich aus dem patriarchalen Umfeld ihrer Kindheit und Jugend zu lösen. Beide Ehepartner/innen arbeiteten in Deutschland gemeinsam außer Haus, um sich selbst und den Kindern ein freieres und abgesichertes Leben zu ermöglichen und vor allem den Kindern eine Schulbildung zukommen lassen zu können. Auch in der Außenrepräsentation erscheint das Ehepaar des Modells der „emotional interdependence“ als gemeinsam handelnde Einheit. Innerhäusliche Arbeitsteilung bleibt dabei in vielen Fällen noch weit von einer Gleichberechtigung entfernt. Ähnlich wie in deutschen Familien sind es auch hier in erster Linie die Frauen, die die Mehrfachbelastung von Haushalt, Kindererziehung und Erwerbstätigkeit tragen. Hausarbeit ist jedoch nicht mehr selbstver-

ständig Frauenarbeit, vielmehr zeigten die befragten Männer eine gestiegene Sensibilität für die starke Belastung ihrer Frauen und kamen im Interview in Erklärungsnot, wenn sie begründeten, warum sie ihren Frauen nicht in der Weise helfen, wie sie es eigentlich sollten. Es ist nicht mehr selbstverständlich, dass die ebenfalls berufstätige Frau den gesamten Haushalt alleine organisiert. Auch in diesem Punkt hat ein Wertewandel stattgefunden, der jedoch noch nicht in aller Konsequenz in der Praxis gelebt wird. Im Modell der „independence“ hatten bis auf zwei Ausnahmen alle Männer ihre Ehefrauen aus freier Entscheidung geheiratet. Das Ehepaar tritt auch in der Außenwelt als Paar auf, die Partnerin wird nicht als „die Mutter der Kinder“, sondern als Ehefrau thematisiert. Allerdings kommt ihr nicht bei allen Männern diese zentrale Rolle zu, wie es im Modell der „emotional interdependence“ festzustellen ist. Mann und Frau leben stärker ihr eigenes Leben.

Dem deutschen Umfeld kommt in diesen weiter oben diskutierten Zusammenhängen eine wichtige Rolle zu. Seine Bedeutung liegt erst einmal darin, dass es vor allem die Männer des Modells der „interdependence“ zunächst einmal mit anderen lebbareren Formen hegemonialer Männlichkeiten konfrontiert. Die Konfrontation mit diesem Umfeld erleichtert die eigene Positionsfindung und Abgrenzung oder die Annahme bestimmter Teilbereiche. Doch auch für die Männer der beiden anderen Modelle erfolgt die eigene Positionierung im Kontrast zum deutschen Umfeld. Nicht so zu sein wie die deutschen Männer (Modell der „interdependence“) oder doch eigentlich genauso so sein, aber nicht anerkannt zu werden (Modell der „independence“) zeigt in beiden Fällen von der Auseinandersetzung der Männer mit ihrer Umgebung.

Die befragten Männer realisieren sehr deutlich, dass ihnen von Seiten des deutschen Umfelds Eigenschaften zugeschrieben werden, die mit ihrem Selbstbild nicht übereinstimmen. Herr Demir hat diesen speziellen „deutschen Blick“ auf die Türken mit den Worten, „sie schauen uns durch eine Ausländerbrille an“ bildreich umschrieben. Diese angeblichen Eigenschaften, wie sie im zweiten Kapitel in aller Ausführlichkeit dargelegt wurden, und wie sie sich auch in den Interviews wiederfinden, können auf die folgenden Stereotypen plakativ reduziert werden:

- Türken sind autoritär und aggressiv;
- sie unterdrücken ihre Frauen und Mädchen;
- sie töten im Namen der Ehre;
- und sie lehnen die Moderne mit ihren unterschiedlichen Lebensentwürfen ab.

Die befragten Männer hingegen definieren sich als fürsorgliche, warmherzige und großzügige Väter, denen das Wohl ihrer Kinder und ihrer Familie wichtiger ist als die eigenen Entbehrungen und die harte Arbeit, die sie für eine bessere Zukunft ih-

rer Kinder auf sich nehmen müssen. Sie beschreiben sich weiter als humanistisch, tolerant und hilfsbereit.

Eigenwahrnehmung und Fremdbild klaffen weit auseinander, und es stellt sich an dieser Stelle die Frage, welchen Nutzen die deutsche Gesellschaft, d.h. die deutschen Männer und Frauen, von der Aufrechterhaltung einer seit Jahrhunderten mehr oder minder statisch gebliebenen stereotypen Vorstellung des türkischen Mannes und der türkischen Frau hat und warum es so schwierig scheint, diese Bilder zu ändern. Ansätze zur Beantwortung dieser Frage finden sich bereits im zweiten Kapitel dieser Arbeit, in dem kurz auf die Bedeutung der Konstruktion des negativen Bildes der neuseeländischen Ureinwohner/innen, der Maoris, für die dortige weiße Pakeha-Identität eingegangen wurde. Dort hatte sich, wie Matahaere-Atariki in ihrem Aufsatz verdeutlichte, die „weiße Identität“ in der Abgrenzung und als Gegenbild zur „maorischen Identität“ herausgebildet (vgl. Matahaere-Atariki, 1999: 108ff.). Einen ähnlichen Ansatz vertritt auch Joachim Kersten in seiner Untersuchung des Männerbildes von jugendlichen Neonazis. Als Erklärung für die rechte Jugendgewalt sieht er weniger Desintegrationstheorien im Sinne Heitmeyers als vielmehr den klaren Wunsch der jungen Männer, die Welt in ein „Gut und Böse“ zu unterscheiden. Die dabei den ausländischen Männern zugeschriebenen „bösen“ Eigenschaften (z.B. schlagen ihre Frauen und Kinder, sind arbeitsfaul und/oder nehmen den Deutschen die Arbeitsplätze weg etc.) dienen somit als Matrix, auf der sich die eigenen „guten“ Eigenschaften (z.B. Beschützer von Frauen, Kindern und „Vaterland“) umso klarer abzeichnen und die Legitimation für die Gewalt bieten (vgl. Kersten, 1993: 50ff.). Überträgt man dieses Bild aus der rechten jugendlichen Gewaltszene auf die „normale“ Öffentlichkeit, zeigen sich Parallelen. Es ist kein Zufall, dass „die türkische Frau“ in der deutschen Öffentlichkeit als das Paradebeispiel einer unterdrückten weiblichen Existenz herhalten muss. Über das Kopftuch, das als Symbol ihrer Unterdrückung gilt, wurden und werden erregte und emotionsgeladene Debatten geführt. Die Männer hingegen erscheinen als die Verursacher dieser Unterdrückung und als die Hauptakteure, die sich einer Veränderung dieser Situation entgegenstellen. Wie einfach erscheint es, in dieser Polarisierung sich selbst als eine emanzipierte deutsche Frau beziehungsweise als fortschrittlicher deutscher Mann wahrzunehmen. Provokativ gesagt scheint es so, als käme den Türken/innen immer noch, wie bereits in den Jahrhunderten davor, die Aufgabe zu, als Gegenbild zum eigenen Selbst, deutsche Identität zu stiften. An dieser Stelle kann dieser Gedankengang nicht intensiver aufgegriffen werden. Ich möchte ihn als Anstoß zu weiterer Forschung verstanden wissen.

WEITERE FORSCHUNGSDESIDERATE

Die vorliegende Arbeit ist die erste ihrer Art, in der explizit die Männer der ersten Generation aus der Türkei – nicht als passive, alternde Menschen, sondern als aktiver Teil der Bevölkerung – im Mittelpunkt der Analyse stehen. Sie versteht sich daher in erster Linie auch als Anstoß und Grundlage für eine weitere und intensivere Forschung auf diesem Gebiet:

- Türkische Männer und generell Migranten sollten ein selbstverständlicherer Teil in der deutschen Männerforschung werden und nicht nur, falls überhaupt, als marginalisierte Gruppe Berücksichtigung finden. Dies trüge endlich der Tatsache Rechnung, dass Migranten längst Teil der bundesrepublikanischen Gegenwartsgesellschaft geworden sind.
- Des weiteren wären Studien über die Entwicklung des Männerbildes in der Türkei in Geschichte und Gegenwart wünschenswert.
- Im Bereich der Männerforschung wäre weiter zu prüfen, welche Funktion und symbolische Bedeutung die Darstellung der türkischen Männer für die Identität und Konstruktion des sozialen Geschlechts der deutschen Männer hat. Ähnlich wie einige Forscher (vgl. Güvenç, 1998; Höfert, 1997; Ebermann, 1904) in der „Türkengefahr“ des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit das konstituierende Element der europäischen Identität gesehen haben, wäre in qualitativ ausgerichteten Studien zu untersuchen, ob es eine vergleichbare Bedeutung auch im gegenwärtigen Verhältnis türkischer Männer zu deutschen Männern gibt.
- Auf theoretischer Ebene besteht ebenfalls weiterer Untersuchungsbedarf in der Frage, welche Auswirkungen es für das soziale Geschlecht eines Mannes hat, wenn er aus einer Gesellschaft, in der er an dem hegemonialen Männlichkeitsmodell Anteil hatte, in eine Gesellschaft migriert, in der er sich als marginalisierte Gruppe wiederfindet.
- Im Bereich der Migrationsforschung ist ein gründliches „Ausmisten“ von Nöten, um das „Zitierkartell“ (vgl. Nauck, 1993: 367) zu durchbrechen, das bewirkt, dass die gleichen (falschen) Bilder immer und immer wieder weitertradiert werden. Es dürften heute keine wissenschaftlichen Arbeiten mehr angefertigt werden, die sich auch weiterhin unkritisch auf längst überkommene Studien der 1980er Jahre berufen.
- Insbesondere müssten mehr qualitative Studien erhoben werden, da sie meiner Meinung nach die beste Möglichkeit bieten, Sinnstrukturen und Zusammenhänge zu erkennen und es ermöglichen, neue und weiterführende Theorien zu generieren.
- In einem Migrationszusammenhang bietet es sich an, nationenübergreifende Studien anzufertigen. Vor allem in Fragen der Migration aus der Türkei könnte ein Vergleich der Entwicklung familienbezogener Strukturen in den klassischen Einwanderungsländern der Türken/innen, d.h. Deutschland, Frankreich, Belgien

und Holland, wichtige Aufschlüsse über das Entstehen familienbezogener Männlichkeiten in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten geben.

- Speziell Forscher/innen der zweiten Generation, die aufgrund ihrer Sozialisation und ihrer Mehrsprachigkeit einen erweiterten Zugang zur Migranten/innengruppen haben, sind eingeladen, verstärkt in diesen Bereichen zu forschen und ihre Kompetenzen mit einzubringen.

